

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 16

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
21. April
1928

Ein Blatt für heimatische Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Fernweh.

Von S. Balzli.

Nun rollt des Frühlings Blütenwelle
Von Meer zu Meer, von Land zu Land.
Ich steh an meines Hauses Schwelle,
Und hebe schattend still die Hand.
Es rauscht in dieser Abendstunde
Ein Lichtgewitter um mich her,
Und eine langvernarbte Wunde
Bricht auf und blutet — süß und schwer.

O Traum der monderhellten Stunden! Und immer weiter mein Verlangen,
O dunkle Ferne, goldbestern! Und immer höher meine Stirn!
Noch hat das Herz nicht Ruh gefunden, hinauf, wo tausend Sonnen prangen,
Dass es das Leben lieben lernt. Herleuchtend über Fluß und Hirn ...
Abseits vom lauten Lärm der andern Wo über weißen Wolkenheeren
Und nur die Sehnsucht zum Geleit, Unendlichkeit den Schöpfer preist,
So will ich Ziel und Glück erwandern, Und über goldgefüllten Meeren
Erfüllt von milder Traurigkeit. Die Seele Gottes rauschend kreist.

(Aus „Dämmerung“, Gedichte.)

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 16

Sidney an Ilse von Stadel.

Ich habe gelogen, Libellchen! Es ist ja alles nicht wahr, daß ich mir nichts aus dir mache (ich schrieb dir so etwas oder nicht?). Aber was fragst du auch nach den andern, die dich nichts angehen, und stachelst meine Eitelkeit zu tollen Sprüngen auf? Du hast nach mir allein zu fragen, wenn du mir schreibst. War ich es, der in der Via Appia mit dir gesessen und in die Sonne, die glühend und blutrot war, gestarrt hat? Waren es wir beide oder die andern, die sich dabei küßten? Ja, Herrgott, da fällt mir ein, daß es ja auch die andern gewesen sein können und daß ich vielleicht nur einer unter ihnen war. Ilselein, wenn ich es recht bedenke, so bricht mir das Herz nicht darob, es kracht nicht einmal, es quiescht bloß.

Damals, als du nach Rom kamst, um Kunstgeschichte zu studieren, wie dein Vater behauptete, als er dich brachte, da sind wir Burschen uns beinahe in die Haare gefahren um deinetwillen, und es hat große Anstrengung gebraucht von meiner Seite, bis die andern zurückblieben und mir das Feld überließen. „Mein Bettelbub“, sagtest du mir damals, und ich fand den Namen reizend. Aber behalten möchte ich ihn nicht, ich kann nun einmal das Betteln nicht leiden.

Und nun höre, was ich dir erzählen will: Ich komme nicht mehr nach Capri. Ich will heim. Ich muß für eine Weile in die Atmosphäre zurück, von der ich ausgegangen. Ich muß wieder festen Boden unter meinen Füßen fühlen, ein wenig Dung für meinen Garten sammeln, damit meine Blumenstengel groß und fest werden und meine Blumen

farbiger und widerstandsfähiger. Ich weiß nicht, Rom ist herrlich. Rom ist groß und füllt einem die Seele mit Sonne. Aber Regen und Nebel und sogar Kälte ist einem gesund, so gesund wie dem Apfelbaum, der ohne Winter nicht gedeiht.

Du, Libellchen, hast du eigentlich eine Seele? Gelt, so eine tanzende Wienerseele, ein Praterseelchen, ein bisschen schweizerisch angekränkelt, das heißtt, die geschmeidige Seele äugt mit den lieben Tanten und Basen, ängstlich, aber gehorsam, was sie wohl zu den Ausflügen ins Schlaraffenland sagen? Aber ernst ist es ihr nicht mit der Bravheit. Ich — „Hör' auf, hör' auf, Bettelbub“, sagst du, „das langweilt mich“. Und du hast recht. Für dich und mich die Via Appia mit der glutroten Sonne!

Also: Der Morel heiratet. Er heiratet einen Hals mit einer roten Kette, er heiratet ein paar starke Hüften, denen er kräftige Kinder verdanken wird, er heiratet ein paar weiße Zähne. Ja, ja, es ist wahr. Aber der weiße Hals wird, wie ich ihn kenne, sich nach andern drehen, die starken Hüften werden breit und gewöhnlich werden, und die Kinder, die ihnen entsprungen, auch, und die weißen Zähne werden nicht einem einzigen gedankenwollen, feinen, tiefen, witzigen Wort gestatten, an ihnen vorbeizuschieben. Item: Er ist verliebt, sie ist verliebt. Er hat sein Bild gut verkauft, sie hat einen kleinen Weinberg. Liebe Zeit, warum sollten sie nicht heiraten? Sie mögen unter ihrer Vergola sitzen und sich aneinander freuen. Nachher wird wieder etwas anderes, Schöneres zu schauen sein, oder zu hören, oder zu sehen. „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben“,

sagte jener König in der Bibel, als er tanzend dem Tode entgegenging. So muß man auch des Lebens Bitterkeit vertreiben. Nur, fällt mir ein, können das nicht alle.

Libellchen, ums Leben gern sähe ich dich einmal neben meiner Kindheitsfreundin. Ich möchte euch vergleichen: Du die Stunde, sie der Tag. Du die Zeit, sie die Ewigkeit. Du tanzest auf meinem Lebensweg an mir vorüber, sie geht neben mir. Aber sie ist jemand, und du bist auch jemand... „Hör' auf, hör' auf, Bettelblub“, rufst du wiederum. Und wiederum hast du recht. Es ist aber ein komisches Etwas in mir, das euch beide haben will und sich daran freuen. Natürlich paßt du besser hierher als sie, und paßt wiederum so gar nicht zu den Meinen, nicht zu Tante Marie, wenn sie dich auch bewundern würde, wie man eine seltsame Blume, ein Insekt, oder einen Komet bewundert, und paßt noch viel weniger nach Bellerive, zu der ihre eigene Vornehmheit übertreffenden Tante Adeline. Sie aber, Rahel... Schluß...

Der Socius kommt und will mich holen ins Prestino der Via Triumfale, du kennst es. Dort schenken sie jetzt einen Wein, zartrosa, funkelnd, und haben ein Mädchen bei sich, das ich sicher schon zwei Dutzend Male gezeichnet habe, so anmutig sind ihre Bewegungen. Sei nicht eifersüchtig, mein Herz ist gänzlich unbeteiligt, wenn man das ja sagen kann, wo Enthusiasmus aufflammmt. Und dabei ist sie schüchtern, unschuldig und ist doch fünfzehn Jahre alt. Letzteres, ohne jeden faustsicheren Zynismus gesagt, einfach Wahrheit.

Libellchen, ich habe dir zu danken für viel schöne Stunden. Ich habe dir zu danken, daß du über meinen Weg gegaukelt bist und mich nicht in Sumpf und Moor geführt hast, nur durch blumige Felder und durch duftende Kräuter. Libellchen, erinnerst du dich an die Leuchtkäfer, draußen vor Rom? Wie sie aufblitzten, glühten, verschwanden? Und wieder da waren, wieder funkelten, hier, dort? Lebe wohl, du Leichtbeschwingte.

Sidney.

Rahel an Sidney.

Wenn du mir von Rom erzählst, wird mir immer schwer ums Herz. Es drängt mich und lockt mich, daß mich das Widerstehen schmerzt. Einmal habe ich das Gefühl, als hätte ich Flügel, und das andere Mal zieht es mich wieder wie mit Bleigewichten nieder. Die Tage gehen langsam dahin, die Abende sind gleichförmig und öde. Sidney, ich kann oft die Stimme von Tante Adeline nicht mehr ertragen, oder das Klappern der Stricknadeln von meiner Mutter. Dann sage ich, ich hätte Kopfweh und gehe zu Bett. Und wenn ich des Morgens aufwache, freue ich mich über nichts. Ich habe alles versucht: Ich helfe Tante Adeline bei ihren Blumen, meiner Mutter im Haushalt, ich mache Besuche, ich sticke, zeichne, spiele Klavier, ich kochte sogar, und das ist wahr, zum Nachdenken kommt man dabei nicht. Aber ich mag treiben was ich will, es fängt immer alles wieder von vorne an. Also habe ich nichts damit erreicht.

Die schönsten Stunden sind die im Wald und die bei Johannes. Ich bin nicht mehr das Kind, das er belehrt, oder das er auslacht. Wir sind zwei Menschen, die von einander nehmen und einander geben. Stets habe ich das Gefühl einer unendlichen Geborgenheit bei ihm. Ich spüre das Schützende fast körperlich, das von ihm ausgeht. Das

Behütende, das Sorgende, wie eine Mutter kommt er mir vor. Wenn ich ihm von dir erzähle, lächelt er, aber schmerzlich, als täte es ihm weh, dich so draußen in der Welt zu wissen, frei, all das Schöne sehend, die herrliche Natur mit gesunden Augen genießend, die fremden Menschen schauend und an ihnen lernend. Weißt du, Sidney, der Johannes und ich sind zwei, die keine Flügel haben. Wir sitzen da und wissen, daß es Flügel gibt und daß andere sie haben. Aber wenn ich recht darüber nachdenke, ist es nicht wahr. Ich glaube, der Johannes hat Flügel. Nur ich nicht. Er schwebt doch eigentlich über der Welt und über den Menschen und Dingen. Mit einem einzigen Wort kann er mir oft den schweren Stein vom Herzen nehmen, oder mich mit lebendiger Hoffnung trösten, oder die Leere füllen, die mich quält. Er kann mich auch tadeln, und ich schäme mich vor ihm mehr als vor irgend einem Menschen.

Daheim geht es jetzt viel besser als früher. Tante Adeline ist zufrieden, wenn ich bei ihr bin. Sie liebt es nicht, mich auswärts zu wissen, und es kommt mir oft vor, als sei sie eifersüchtig auf mich, als wolle sie mich allein für sich haben. Ich darf ausreiten, so oft ich will, und manchmal reitet sie mit. Aber jedesmal sagt sie nachher: Ach, meine Zeit ist vorbei! Und einmal sagte sie zu mir: Meine Zeit ist vorbei, ehe sie gekommen ist. Ich begriff nicht, was sie meinte, aber sie tat mir leid. Nachher ritt sie sehr lange nie mit mir.

Sie tadeln mich auch weniger als früher. Ich weiß nicht, ob ich mich gebessert habe, oder ob sie milder geworden ist. Daß ich zu Johannes gehe, hat sie nun endlich als Tatsache hingenommen und wehrt sich nicht mehr dagegen, trotzdem sie, wie sie gesagt, sicher ist, daß die Leute daran Anstoß nehmen. Daran lehre ich nicht nicht. Wer dürfte darin etwas Böses sehen, daß ein Blinder und ein junges Mädchen Freunde sind? Sie hat derartige Andeutungen gemacht, aber ich war außer mir. Warum sind die Menschen so, habe ich zu Johannes gesagt. Die Menschen sind nicht so, sie sind eben so, hat er gesagt. Und ich müßte trachten, festen Boden unter den Füßen zu bekommen und solle nicht nach einem Paradiese suchen, das ohne Sünde sei, mit einer Menge Engeln darin. Man müßte trachten, nichts Sünde zu nennen. Sünde komme überall vor, es sei kein Wunder, wenn die Leute sie überall witterten. Tante Adeline kennt eben die Welt. Aber weißt du, Sidney, ich glaube, daß sie die Welt gar nicht kennt. Sie begreift so vieles nicht. Sie entzieht sich über so vieles, was mir gar nicht traurig, oder böse vorkommt. Zum Beispiel über die Liebe. Wenn ich „Liebe“ sage, so meine ich, jemand liebhaben, so daß man sich opfern und alles für ihn tun könnte; wenn sie „Liebe“ sagt, meint sie einen vermöglichen Mann aus guter Familie heiraten. Liebe für sich allein bedeutet ihr nichts. Es seien Phantastereien und eigentlich eine Stufenleiter von der Dummheit bis zur Sünde. Ich habe mit Johannes darüber gesprochen. Er sagt, Liebe sei immer eine Gabe Gottes, die aber nie nur Glück bedeuten sollte, Liebe solle zu Gott führen, und sie allein vermöge es nicht, der Schmerz müsse ihr Geselle sein. Ich fragte, ob denn jede Liebe zu Gott führe? Ja, wenn es die richtige sei, sagte er. Und welche Liebe führt denn in die Hölle, habe ich gefragt. Wozu willst du das wissen, Rahel, sagte er. Sei froh, wenn du den Weg und das Ziel nicht kennst.

Ich sagte aber, man möchte doch eben bei allen Dingen Weg und Ziel kennen. Da nahm Johannes ein Buch, das dalag, und las mir daraus vor. Es waren einfältige Kinderlieder.

Sidnen, wenn du einmal heimkommst, und Tante Marie hat gesagt, du hättest es ihr versprochen, mußt du mir viel mehr von dir erzählen. Du überhüpftest so viel aus deinem Leben in den Briefen. Ich merke, daß immer große Pausen zwischen allem sind. Von der Ilse möchte ich hören. Bist du viel mit ihr zusammen, sie ist ja schon über ein Jahr in Rom, und du kennst sie ja von der Stadt her. Und was deine Freunde treiben, was du für Freunde hast! Und von deinen Bildern will ich hören, von ihnen zuerst. Von dem, was dich quält, von allem mußt du reden. Das kann ich nicht begreifen, daß man ein Meisterwerk malen kann — Tante Marie sagte es — und doch nicht damit zufrieden sein. Das muß ein Leid sein, das nur die Künstler kennen. Vielleicht aber die andern Menschen doch auch. Ich zum Beispiel bin mit meinem Leben und mit mir selber gar nicht zufrieden. Vielleicht sollten auch die Seelen der Menschen Meisterwerke werden, und wenn das nicht gelingt, wird man unruhig und unzufrieden. Ja, so kommt es mir jetzt vor. Aber das müßte man doch erreichen können? Ich will morgen Johannes darüber fragen, er weiß auf jede Frage eine Antwort.

Sidnen, ob einem die Liebe hilft? Ich denke ja, wenn sie zu Gott führt, wie Johannes meint. Seine Mutter sagte einmal zu mir, er sei ein Gottsucher. Darum ist er wohl auch so gut und weise. Wenn ich doch Gott kennen würde. Früher trug ich in meinem Herzen das Bild eines alten Mannes, das, glaubte ich, sei Gott. Aber Gott sei Geist, hatte Johannes mich belehrt. Ich könnte ihn überall empfinden und finden. Wie soll ich das fassen? Kennst du Gott, Sidnen? Gelt, wenn du einmal kommst, sagst du es mir. Nicht in einem Brief. Ich möchte selbst dabei sein, wenn du es mir sagst. Rahel.

In der Nacht, nachdem sie an Sidnen geschrieben, hatte sie einen Traum. Sie sah ein Vöglein unter einer dornigen, stacheligen Hecke ängstlich herum hüpfen, mit den Flügeln schlagen und sich nach allen Seiten piepend umsehen. Das Tierlein hörte die Stimme der anderen Vögel auf den Zweigen der Bäume und neigte lauschend das Köpfchen zur Seite, um ihnen besser zuzuhören. Doch suchte es eigentlich keinen Ausweg, sondern hüpfte nur hin und her. Rahel drängte die Dornen zurück, brach die Nestlein mit den großen Stacheln und trat darauf beiseite, um das Tierlein nicht zu ängstigen. Es machte auch ein paar Bewegungen, die das Flügelschlagen andeuteten, hüpfte zu der Öffnung, die Rahel gemacht, wagte es aber nicht, ins Freie zu fliegen. Rahel wurde bange um den Vogel, der sich nun noch tiefer ins Dickicht zurückflüchtete. Es war auch plötzlich Nacht geworden, und bösartige Geräusche störten die Stille. Rahel überließ den kleinen Vogel seinem Schicksal und ging nach Hause, nicht ohne sich mehrmals nach ihm umgesehen zu haben. Als sie erwachte, erinnerte sie sich deutlich ihres Traumes. Das Gefühl eines beängstigenden Ereignisses verfolgte sie den ganzen Tag. Ging sie aber diesem Gefühl nach, erkannte sie zu ihrer Erleichterung, daß es nur ihr



Dora Hauth: Dorli.

Traum war, der sie quälte. „Vögel gibt es viele“, sagte sie sich. „Ob der in seiner stacheligen Hecke bleibt oder nicht, ist doch ganz einerlei“. Aber plötzlich überfiel es sie wie ein Schreck: „Und wenn es der blaue Vogel gewesen wäre?“ Noch vor dem Einschlafen dachte sie: „Und wenn's der blaue Vogel gewesen wäre? —“ (Fortsetzung folgt.)

Sternennacht.

Oh wunderherrlich anzuschauen
Der weite ferne Himmelsplan;
Der Aether gleicht blauen Auen
Mit Silberblumen angetan.

Fernab verklingt der Stadt Getöse,
Ein Licht blitzt nach dem andern auf,
Und alles Gute, alles Böse
Erlöscht, vergeht im Weltenlauf.

Vom Turme läuten Abendglocken;
Man sollte nicht so einsam stehen,
Den Blick zu ferner Sterne Lodden,
Wo uns're lieben Toten gehn.

Das war ja wohl in frohen Tagen,
Daz man gelehnt an eine Hand,
An eines treuen Herzens Schlagen,
Das uns auf immerdar entschwand.

Doch wohnt das treue Herz dort oben,
Wo es ein Wiedersehen gibt,
Wo ferne von des Lebens Toben
Sich findet, was sich einst geliebt.

Hedwig Diezi-Bion.